

LENA GORELIK

PANTHEON

„Sie können
aber gut
Deutsch!“

Warum ich nicht mehr
dankbar sein will,
dass ich hier leben darf,
und Toleranz nicht weiterhilft

Sommerferien gezählt hatte, in der Hoffnung, sie würden niemals zu Ende gehen. Der Minutenzeiger auf meiner neuen, aufklappbaren Super-Mario-Uhr bewegte sich wie im Schneckentempo.

Ich war in eine neue Klasse gekommen und hatte einen neuen Klassenlehrer. Der neue Klassenlehrer sprach ausschließlich Schwäbisch. Wenn ich mich konzentrierte, verstand ich ungefähr die Hälfte von dem, was er sagte.

In der ersten Pause kam er an meinen Tisch. Er sprach mit mir. Er fragte. Einfache Dinge, die ich verstand. Woher ich komme. Ob ich Geschwister habe. (»Ich habe einen Bruder«, antwortete ich.) Was ich gerne mache. »Lesen«, sagte ich und fügte »Buch« hinzu, für den Fall, dass er mich nicht verstand. Er fragte mich nach Sankt Petersburg; ich berichtete stolz, wie schön die Stadt sei. Er fragte mich, ob ich vielleicht eine Geschichte über Sankt

Petersburg schreiben wollte. Ein Abenteuer, eine Liebesgeschichte, irgendwas. Ich nickte, an meinen schriftstellerischen und Deutschfähigkeiten zweifelnd. Ich nickte damals meistens, wenn ich unsicher war. Zuhause begann ich zu schreiben. Ich hatte mir von meinem Taschengeld ein nagelneues Heft gekauft, Wörterbücher bereitgelegt und schrieb meine erste Geschichte. Am nächsten Tag brachte mir mein neuer Klassenlehrer Fotos von Sankt Petersburg mit, die zur Bebilderung meiner Geschichte dienen sollten: die Eremitage, die Newa bei Nacht, der Palast von Peterhof ... Ich nannte die Geschichte *Meine weißen Nächte*.

Meine weißen Nächte, so heißt auch mein erster Roman, der 2004 erschien und in dem ich zum Teil auch diese Erfahrungen beschrieben habe. Während des Schreibprozesses machte ich mir wie wohl jeder Autor Sorgen um meine

schriftstellerischen Fähigkeiten, nicht aber um mein Deutsch. Irgendwann zwischen den ersten und den zweiten *Weißten Nächten* war Deutsch zu meiner Sprache geworden.

Kurz vor Veröffentlichung meines ersten Romans erstellte ich eine Liste, auf die ich die Namen meiner Familie und meiner Freunde schrieb, manche wieder verwarf, um sie durch andere zu ersetzen. Stolz verteilte ich an sie die Freixemplare meines Buchs, die man als Autor von seinem Verlag gestellt bekommt. Undurchgestrichen, weil unangefochten blieb auf dieser Liste der Name meines damaligen Grundschulklassenlehrers, dessen Adresse ich im Telefonbuch fand.

Ich hatte ihn nie vergessen, weil er auf mich zugegangen war. Seine Schritte waren vielleicht nicht gerade innovativ, vielleicht kaum merklich gewesen. Für mich bedeuteten sie die Welt. Für mich waren sie ein Zeichen, dass ich erwünscht war in diesem Land. Eine Frage hier

und da. Ein aufmunterndes Lächeln zwischendrin. Anerkennung für jeden noch so kleinen Fortschritt, für jedes »meinetwegen«, für jede Wortmeldung, für jeden Deutschfehler weniger. Vor allem aber ein ehrliches Interesse an mir, an der kleinen, elfjährigen Person aus Russland. Kein verallgemeinertes Interesse an der Integration einer »ausländischen Mitbürgerin« (das vorangestellte kurze »Mit« kam sogar mir mit meinen mangelnden Deutschkenntnissen als Abstufung, als Ausgrenzung vor). Kein ausgeprägtes Helfersyndrom, keine mitleidige Hilfe von oben herab, die in mir das Gefühl der Schuldigkeit und einer nicht wiedergutzumachenden Dankbarkeit hinterließ, die mich erdrückte. Keine Erwartung, ich möge doch bitte möglichst schnell deutsch werden. Sondern ein Interesse und eine Einladung, unaufdringlich und deshalb so herzlich. Die einfachste Bitte von allen, nämlich die, meine

Geschichte zu erzählen.

Plötzlich war ich nicht mehr das problematische Ausländerkind mit zu schlechten Deutschkenntnissen, ich war ein kleiner Mensch, dessen Geschichte interessierte. Ich bemühte mich gerne, diese zu erzählen, in einem möglichst fehlerfreien Deutsch.

Das mag auf den ersten Blick zu einfach klingen. Aber so falsch kann es nicht gewesen sein, denn heute werde ich als Integrationsbeispiel auf Podien und Diskussionsrunden vorgeführt.

Dass das Zuhören übrigens eine zweiseitige Angelegenheit ist, versteht sich von selbst. Wer in Deutschland leben will, muss Deutschlands Geschichte kennen. Muss den Menschen hier zuhören wollen und dafür die Sprache lernen. Aber das versteht sich, wie gesagt, von selbst.

Und dann? Wenn wir gelernt haben, einander